Vorwort

»Hunde lieben ihre Freunde und beißen ihre Feinde, ganz anders als die Menschen, die reiner Liebe unfähig sind und jederzeit Liebe und Haß in ihren Objektbeziehungen mischen müssen.«

Sigmund Freud[1]

Als ich vor zwei Jahren das Sigmund Freud Museum in Freuds ehemaliger Wohnung und Praxis in der Wiener Berggasse besuchte, fiel am Ausgang mein Blick auf eine Bildpostkarte in einem Kartenständer, die Freud neben einem Chow-Chow zeigte. Dass Freud ein Hundefreund war, wusste ich bis dahin nicht und machte mir den Psychoanalytiker, mit dessen Theorien ich doch öfter haderte, gleich viel sympathischer. Hatte ich mir doch wenige Monate zuvor selbst einen Hund angeschafft. Wie meine daraufhin erfolgten Recherchen ergaben, war Freud erst in fortgeschrittenem Alter auf den Hund gekommen. Zunächst hatte die Familie in den zwanziger Jahren einen Wolfshund, dann begleiteten Freud bis zu seinem Tod drei Chow-Chows, wobei die Hündin Yo-Fie für Freud am wichtigsten wurde.[2] Das Photo auf dem Cover dieses Buches zeigt Freud mit Yo-Fie. Diese soll an den psychoanalytischen Sitzungen mit Freuds Patienten entscheidend mitgewirkt haben. Bereits bei der ersten Begrüßung eines neuen Analysanden soll Freud an der Reaktion Yo-Fies abgelesen haben, was er von dem Patienten zu halten habe. Außerdem soll sie das Ende der Sitzungen mitbestimmt haben, indem sie aufstand und somit Freud signalisierte, dass es Zeit sei, den Patienten zu verabschieden.[3] Dass während der Sitzungen die ganze Zeit ein Hund anwesend war, änderte im Grunde das gesamte Setting der Analyse. Eigentlich müsste bei allen Bildwitzen über Sigmund Freud neben die berühmte Couch noch ein Hund platziert werden. Welchen Einfluss die Hunde auf die Patienten tatsäch-

lich ausübten, ist in der Freud-Forschung noch ein blinder Fleck. Dass die Hunde auf Freud selbst positiven Einfluss hatten, machen einige wenige überlieferte Aussagen Freuds wie das eingangs zitierte Statement über den Unterschied von Menschen und Hunden deutlich, positiv zumindest in seinem Verhältnis zu Hunden. Es ist daher wohl kein Zufall, dass eine der letzten Arbeiten Freuds die zusammen mit seiner Tochter Anna Freud übernommene Übersetzung des Hundebuchs *Topsy. Der goldhaarige Chow* seiner Patientin und Freundin Marie Bonaparte war. Eine eigene längere theoretische Auseinandersetzung Freuds mit Hunden ist dagegen nicht überliefert.

Die Hundeliebe Freuds hat mich jedoch auf die Idee zu diesem Buch gebracht. Seitdem Hunde an der Seite der Menschen leben, denken diese intensiv über ihn nach. Neben Menschen, die von Berufs wegen mit Hunden zu tun haben, haben sich erstaunlich viele Philosophen und Schriftsteller Gedanken zum Hund gemacht und zu Papier gebracht. Zentral sind dabei Überlegungen zum Verhältnis von Mensch und Hund. Zum einen wird die enge soziale und geschichtliche Verbundenheit von Menschen und Hunden in den Blick genommen, zum anderen werden Vergleiche zwischen Menschen und Hunden angestellt und Unterschiede festgemacht. Zentrale Aspekte sind dabei Ausmaß und Grenzen der Intelligenz, Erfahrungshorizonte und Emotionalität wie auch das soziale Verhalten der Hunde untereinander im Vergleich zu menschlichem Sozialverhalten. Solche Fragen beschäftigen vor allem Philosophen wie Arthur Schopenhauer oder Michel de Montaigne. Dass die Hundephilosophen ihre theoretischen Gedanken oft auch aus unmittelbarer Praxis als Hundehalter gewannen, zeigt sich z. B. an Schopenhauer. Dieser war unzertrennlich mit seinem Pudel Butz verbunden bzw. mit den aufeinanderfolgenden Pudeln, die jeweils den Namen Butz erhielten. Schopenhauer soll einer der

Ersten in Deutschland gewesen sein, die einen Hund in einer Mietwohnung gehalten haben, und er bekam deswegen prompt Ärger mit seinem Vermieter.[4]

Neben den eher abstrakten Gedanken zu Verstand und Vernunft von Hunden hat man sich bereits vor hunderten Jahren viele konkrete Gedanken gemacht über Aufzucht, Pflege, Ernährung und Erziehung der Vierbeiner. Dabei sind oft Fragen und Probleme diskutiert worden, die auch in heutigen Diskussionen über den Hund hochaktuell sind. So empfahl z. B. vor rund 2000 Jahren der griechische Geschichtsschreiber Arrian, das Nachtlager mit dem Hund zu teilen, um die Bindung zu stärken. Und Alfred Brehm riet, Hunde keinesfalls mit Schlägen oder Stachelhalsbändern zu erziehen, sondern allein mit Worten. Hätte Schopenhauer noch die Möglichkeit gehabt, *Brehms Tierleben* zu lesen, wäre er wohl ein großer Fan von Alfred Brehm geworden. Denn dieser lobt die Gelehrigkeit und Geschicklichkeit von Pudeln über alle Maßen. Liebhaber von Möpsen müssen jedoch bei der Lektüre von Brehms Text stark bleiben. Möpse kommen bei ihm bzw. bei einem von ihm zitierten Autor gar nicht gut weg. Als Ausgleich wird an den Anfang des Bandes ein nettes Gedicht Heinrich Heines über den Mops gestellt.

Wirken manche Theorien und Ratschläge der Autoren heute noch zeitgemäß, lassen andere Überlegungen den zeitgeschichtlichen Kontext deutlich werden, in dem die Autoren ihre Texte verfasst haben. Angesichts der aktuellen Diskussionen über die richtige Ernährung der Hunde ist es für mich z. B. eine überraschende Erkenntnis, dass diese wohl jahrtausendelang in erster Linie mit Brot ernährt wurden. Der zeitgeschichtliche Kontext zeigt sich an den berühmten Hundegeschichten des amerikanischen Autors Jack London noch in anderer Hinsicht. Londons Bücher hatten in mir als Kind eine große Begeisterung für Hunde und insbesondere Terrier geweckt. Bei der jetzigen Relektüre des

Buches *Jerry, der Insulaner* fiel mir allerdings sofort das starke rassistische Ressentiment des Autors auf, das London auch in einer fiktiven Geschichte unverhohlen zum Ausdruck bringt. Da London meines Erachtens ein hervorragender Hundepsychologe und -philosoph war, habe ich dennoch einen Auszug aus dem Buch in diesen Band aufgenommen. Ähnlich wie in den anderen erzählerischen Texten von Oskar Panizza, Franz Kafka und Mark Twain wird dabei die Perspektive von Mensch und Hund umgedreht und dem Leser präsentiert, wie die Hunde uns Menschen sehen bzw. was sie über uns als ganz spezielle Tiergattung denken mögen. Einige Texte wie Walter Benjamins Radioessay *Wahre Geschichten von Hunden* oder Mark Twains G*eschichte eines Hundes* sind komplett abgedruckt, bei den meisten anderen Texten handelt es sich um Auszüge aus größeren Werken. Während die Texte in der Regel ein sehr positives Bild vom Hund zeichnen, wird dies kontrastiert durch einen satirischen Text Kurt Tucholskys, der Hunde wie Hundehalter aufs Korn nimmt und sich insbesondere an dem Gebell der Stadthunde abarbeitet. Für den von Tucholsky zitierten berühmten Satz: »Der Hund ist ein von Flöhen bewohnter Organismus, der bellt«, den Tucholsky dem Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz zuschreibt, konnte ich übrigens keine Quelle in den Schriften von Leibniz ausmachen, so dass es sich bei dem Satz wohl um eine Persiflage der Leibniz'schen Philosophie handeln dürfte. Angesichts der Vehemenz, mit der Tucholsky sich über Ankettung und Einsperrung von Hunden beklagt, könnte man letztlich darüber spekulieren, ob an ihm nicht doch ein heimlicher Hundefreund verloren gegangen ist.

Aufgelockert wird die Struktur des Bandes durch ein paar schöne Hundegedichte. Die Prosatexte sind moderat der neuen Rechtschreibung angepasst worden.

Maximilian Barker, Berlin im November 2015

Anmerkungen

1 Sigmund Freud, zitiert nach dem Vorwort von Anna Freud zur deutschen Neuausgabe von Marie Bonapartes Buch *Topsy. Der goldhaarige Chow*. Übersetzt von Anna und Sigmund Freud. Fischer: Frankfurt a.M. 1981, 9 f.

2 Vgl. ebd., 7 ff.

3 Vgl. Sabine Etzold: »Der Hund heilt mit. Als alter Mann entdeckt Sigmund Freud seine Liebe zum Chow-Chow«. In: Die Zeit v. 23.02.2006 [online: http://www.zeit.de/2006/09/F-Hund; letzter Zugriff: 5.11.2015].

4 Vgl. den Wikipediaeintrag zum Hund Butz mit weiteren Quellenverweisen: https://de.wikipedia.org/wiki/Butz_(Pudel) [letzter Zugriff: 5.11.2015].

Heinrich Heine

Dass ich dich liebe, o Möpschen,
Das ist dir wohl bekannt.
Wenn ich mit Zucker dich füttre,
So leckst du mir die Hand.

Du willst auch nur ein Hund sein,
Und willst nicht scheinen mehr;
All meine übrigen Freunde
Verstellen sich zu sehr.

Walter Benjamin

Wahre Geschichten von Hunden

Sicher glaubt ihr, ihr kennt den Hund. Ich meine aber, wenn ich euch jetzt die berühmteste Beschreibung des Hundes vorlese, wird es euch genau gehen wie mir, als ich sie kennenlernte. Ich sagte mir nämlich, wenn das Wort Hund oder Hündin in dieser Beschreibung nicht vorkäme, so hätte ich vielleicht nicht erraten, auf was für ein Tier sie geht. So neu und sonderbar sehen die Dinge aus, wenn ein großer Forscher, als sei es vorher noch nie geschehen, den Blick auf sie richtet. Dieser Forscher ist Linné [Carl von Linné]. Derselbe, den ihr alle in der Botanik kennengelernt habt und nach dem die Pflanzen noch heute bestimmt werden. Bei ihm heißt es also vom Hund:

»Frisst Fleisch, Aas, mehlige Pflanzenstoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht sich nach Gras; lost auf einen Stein: Griechisch Weiß, äußerst beizend. Trinkt leckend; wässert seitlich, in guter Gesellschaft oft hundertmal, beriecht des Nächsten After; Nase feucht, wittert vorzüglich; läuft der Quere, geht auf den Zehen; schwitzt sehr wenig, in der Hitze lässt er die Zunge hängen; vor dem Schlafengehen umkreist er die Lagerstätte; hört im Schlafe ziemlich scharf, träumt. Die Hündin ist grausam gegen eifersüchtige Freier; in der Laufzeit treibt sie es mit vielen; sie beißt diese; in der Begattung innig verbunden; trägt neun Wochen, wölft vier bis acht, die Männchen dem Vater, die Weibchen der Mutter ähnlich. Treu über alles; Hausgenosse des Menschen; wedelt beim Nahen des Herrn, lässt ihn nicht schlagen; geht jener, so läuft er voraus, am Kreuzweg sieht er sich um; gelehrig, erforscht Verlorenes, macht nachts die Runde, meldet Nahende, wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, hält Renntiere zusammen, bewacht Rinder

und Schafe vor wilden Tieren, hält Löwen im Schach, treibt das Wild auf, stellt Enten, schleicht im Sprunge an das Netz, bringt das vom Jäger Erlegte, ohne zu naschen, zieht in Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tische; hat er gestohlen, kneift er ängstlich den Schwanz ein; frisst gierig. Zu Hause Herr unter den Seinigen. Feind der Bettler, greift ungereizt Unbekannte an. Mit Lecken heilt er Wunden, Gicht und Krebs. Heult zur Musik, beißt in einen vorgeworfenen Stein; bei nahem Gewitter unwohl und übelriechend. Hat seine Not mit dem Bandwurm. Verbreitung der Tollwut. Wird zuletzt blind und benagt sich selbst.«

Soweit Linné. Nach solcher Beschreibung kommen einem doch die meisten Geschichten, die tagaus, tagein von Hunden erzählt werden, ein bisschen langweilig und gewöhnlich vor. Jedenfalls können sie es an Seltsamkeit und Einprägsamkeit mit dieser Schilderung nicht aufnehmen; und am allerwenigsten können daneben sich die meisten von den Geschichten hören lassen, mit denen die Leute die Klugheit der Hunde beweisen wollen. Ist es nicht überhaupt eher eine Beleidigung für die Hunde, von ihnen immer nur Geschichten zu erzählen, die etwas beweisen wollen? Sind sie denn nur als Gattung interessant? Und hat nicht vielmehr jeder einzelne sein eigenes, sonderbares Wesen?

»Kein einziger Hund ist dem anderen körperlich oder geistig gleich. Jeder hat eigene Arten und Unarten. Oft sind sie die ärgsten Gegensätze, so dass die Hundebesitzer an ihren Hunden einen unersetzlichen Stoff zu gesellschaftlichen Gesprächen haben. Jeder hat einen noch gescheitern! Doch erzählt etwa einer von seinem Hunde hundsdumme Streiche, dann ist jeder Hund ein großer Stoff zu einer Charakteristik, und wenn er ein merkwürdiges Schicksal erlebt, zu einer Lebensbeschreibung. Selbst in seinem Sterben kommen Eigenheiten vor.«

Von solchen Eigenheiten wollen wir nun gleich einige hören. Gewiss ist es ja auch bei den anderen Tie-

ren so, dass jedes einzelne viel Merkwürdiges für sich allein hat, das sich genau gleich in der ganzen Gattung nicht wiederfindet. Aber so deutlich und so vielfältig wie beim Hunde kann der Mensch diese Wahrnehmung nirgends machen, weil er mit keinem andern – es sei denn vielleicht dem Pferd – sich gleich eng verbunden hat. Am Anfang von alledem steht das Eine: der große Sieg, den der Mensch vor Jahrtausenden über den Hund davontrug; oder richtiger gesagt über Wolf und Schakal. Denn indem diese in seine Botmäßigkeit gerieten und sich von ihm zähmen ließen, entwickelten sich aus ihnen die ersten Hunde. Man darf freilich bei diesen ältesten Hunden, die gegen Ende der Steinzeit auftraten, nicht an unsere heutigen Haus- und Jagdhunde denken, vielmehr nur an die halbwilden Hunde der Eskimos, die monatelang ihre Nahrung ausschließlich sich selber suchen und in jeder Hinsicht dem arktischen Wolf gleichen; oder nur an die furchtsamen, tückischen und bissigen Hunde der Kamtschadalen, die nach dem Bericht eines Reisenden nicht die geringste Liebe und Treue zu ihrem Herrn haben, sondern ihn allezeit umzubringen suchen. Von solcher Art muss anfangs der menschliche Haushund gewesen sein. – Schlimm genug, dass später durch Züchtung in manchen Fällen die Hunde, und vor allem die Doggen, sich wieder zu der alten Wildheit zurückentwickelten, ja, in ihrem Blutdurst schrecklicher wurden, als sie es im Urzustand waren. Hier die Geschichte des berühmtesten unter den Bluthunden, des sogenannten Bezerillo. Diesen hatten die Spanier von Fernando Cortez bei ihrer Eroberung Mexikos vorgefunden und in der abscheulichsten Weise abgerichtet.

»Einen mexikanischen Bullenbeißer benutzte man in früheren Zeiten in der scheußlichsten Weise. Man richtete ihn ab, Menschen einzufangen, niederzuwerfen oder sogar umzubringen. Schon bei der Eroberung von Mexiko wandten die Spanier derartige Hunde gegen die Indianer an, und einer von ihnen, namens Beze-

rillo, ist berühmt oder berüchtigt geworden. Ob er zu der eigentlichen Kubadogge gehört hat, welche man als einen Bastard von Bullenbeißer und Bluthund ansieht, ist nicht mehr zu bestimmen. Er wird beschrieben als mittelgroß, von Farbe rot, nur um die Schnauze bis zu den Augen schwarz. Seine Kühnheit und Klugheit waren gleich außerordentlich. Er genoss unter allen Hunden einen hohen Rang und erhielt doppelt so viel Fressen wie die übrigen. Beim Angriffe pflegte er sich in die dichtesten Haufen der Indianer zu stürzen, diese beim Arme zu fassen und sie so gefangen wegzuführen. Gehorchten sie, so tat der Hund ihnen weiter nichts, weigerten sie sich aber, mit ihm zu gehen, so riss er sie augenblicklich zu Boden und erwürgte sie. Indianer, die sich unterworfen hatten, wusste er genau von den Feinden zu unterscheiden und berührte sie nie. So grausam und wütend er auch war, bisweilen zeigte er sich doch viel menschlicher als seine Herren. Eines Morgens, so wird erzählt, wollte sich der Hauptmann Jagn de Senadza den grausamen Spaß machen, von Bezerillo eine alte gefangene Indianerin zerreißen zu lassen. Er gab ihr ein Stückchen Papier mit dem Auftrage, den Brief zu dem Statthalter der Insel zu tragen, in der Voraussetzung, dass der Hund, der nach dem Abgehen der Alten gleich losgelassen werden sollte, die alte Frau ergreifen und zerreißen werde. Als die arme schwache Indianerin den wütenden Hund auf sich losstürzen sah, setzte sie sich schreckerfüllt auf die Erde und bat ihn mit rührenden Worten, ihrer zu schonen. Dabei zeigte sie ihm das Papier vor und versicherte ihm, dass sie es zum Befehlshaber bringen und ihren Auftrag erfüllen müsse. Der wütende Hund stutzte bei diesen Worten, und nach kurzer Überlegung näherte er sich liebkosend der Alten. Dieses Ereignis erfüllte die Spanier mit Erstaunen und erschien ihnen als übernatürlich und geheimnisvoll. Wahrscheinlich deshalb wurde auch die alte Indianerin von dem Statthalter freigelassen. Bezerillo endete sein

Leben in einem Gefechte gegen die Karaiben, welche ihn durch einen vergifteten Pfeil erlegten. Dass solche Hunde den unglücklichen Indianern als vierbeinige Gehilfen der zweibeinigen Teufel erscheinen mussten, ist leicht zu begreifen.«

Von einer Doggenart, die sich in Rudeln wild auf Madagaskar herumtreibt, wird folgende merkwürdige Geschichte erzählt:

»Auf der Insel Madagaskar treiben sich große Scharen von Hunden wild umher. Ihr erbittertster Feind ist der Kaiman, von dem sie sehr häufig verschlungen wurden, wenn sie von Ufer zu Ufer schwammen. In jahrelangem Kampfe gegen das Untier haben die Hunde einen Trick erfunden, dessen Anwendung es ihnen ermöglicht, dem Rachen des Kaimans fernzubleiben. Sie sammeln sich, bevor sie ihre Schwimmtour unternehmen wollen, in großen Mengen am Ufer und erheben ein lautes Gebell. Dadurch angelockt, tauchen alle in der Nähe befindlichen Alligatoren mit ihren riesigen Köpfen aus dem Wasser an den Stellen auf, wo die Meute steht. In diesem Augenblick galoppieren die Hunde eine Strecke am Ufer weiter und durchschwimmen dann ungefährdet das Wasser, weil die schwerfälligen Alligatoren ihnen so schnell nicht zu folgen vermögen. Interessant ist es auch, zu beobachten, dass Hunde, die durch Einwanderer fremd nach der Insel kamen, dem Kaiman zum Opfer fielen, deren Nachkommen sich aber später durch den Trick der eingeborenen Hunde ebenfalls vor dem sichern Tode retten.«

So wissen die Hunde sich selbst zu helfen. Aber wie hilfreich sind nicht die Hunde auch im Großen dem Menschen gewesen. Ich denke an die uralten menschlichen Verrichtungen, die Jagd, die Nachtwache, die Wanderung, den Krieg, in denen allen der Hund in den verschiedensten Epochen der Geschichte und den entlegensten Ländern der Erde mit den Menschen zusam-